

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 33 (1981)
Heft: 17
Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Filmkritiker nahmen die Predigt mit leicht peinlichem Schweigen auf...

Gretchenfrage: Eskapismus?

Ganz so einfach werden die Dinge zwar kaum liegen, dass ein Kern von Wahrheit in dieser Analyse steckt, bewies das «Geschichten-Kino» der Retro eindeutig. Gretchenfrage: Eskapismus? Vielleicht; paradox wäre allerdings, dass das eskapistische Kino die Leute im Sessel hält, während der nicht-eskapistische (wie nennt sich denn das Gegenteil von eskapistisch?) Film des öftern mit Fluchtbewegungen im Publikum zu rechnen hat. Wie auch immer – man sehe sich George Stevens Verfilmung des Dreiser-Romans «An American Tragedy», den hervorragenden «A Place in the Sun» an, mit Montgomery Clift im Spannungsfeld zwischen Armut und Reichtum, zwischen Verpflichtung und Liebe, sich abstrampelnd für einen Platz an der Sonne, um wie ein Traumwandler dem Platz auf dem elektrischen Stuhl zuzusteuern. Man sehe sich das weibliche Pendant eines Aufsteigerschicksals in King Viders «Ruby Gentry»

an, zwar höchstens ein schwaches Echo von «A Place in the Sun», aber gerade im Vergleich sehenswert. Man sehe sich James Masons Verwandlung vom sanften Lehrer, liebevollen Vater und Ehemann zum Beinahe-Mörder seines Sohnes in Nicholas Rays Alltagsvariation des «Jekyll and Hyde»-Themas, «Bigger than Life», an dem subtilen Porträt eines Megalomanen, das uns den zugegebenermassen scheusslich schlechten Schluss vergessen lässt. Nicht zu reden von Burt Lancaster als «Elmer Gantry», wohl einer seiner grössten Rollen überhaupt, nicht zu reden von der knisternd-kranken Südstaaten-Atmosphäre in Elia Kazans «Baby Doll», nicht zu reden vom Hochzeitsfest ohne Hochzeit in Fords «The Searchers», nicht zu reden von..., von..., von...

Allen möglichen Einwänden, Fragezeichen, Vorwürfen, aller möglicher Kritik zum Trotz, die sich hier auch auflisten liesse, habe ich nur ein einziges Mal einen Retro-Film vorzeitig verlassen, aus Langeweile («The Thing from Another World» von Nyby/Hawks) – die einzige Erfahrung von Eskapismus, die ich während dieser Retro gemacht habe.

Pia Horlacher

FILMKRITIK

Winterstadt

Schweiz 1981. Regie: Bernhard Giger
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/239)

I.

Der Film, über den es zu schreiben gilt, spielt in der Stadt, in der ich lebe. Die Fassade des Hauses, in dem ich aufgewachsen bin, erscheint für Sekunden auf der Leinwand, die Fassade eines Blocks, Unarchitektur aus den frühen dreissiger Jahren, aber im Vergleich zu dem, was uns die Architekten heute hinknallen, vergleichsweise phantasievoll oder – wie man heute sagen würde

– kreativ. Die Orte, die aufgesucht werden, kenne ich alle: die Kornhausbrücke, über die ich jahrelang zur Schule ging, zuerst zu Fuss, später mit dem Velo; das «Quick», die Bar in unmittelbarer Nähe des Cinema «Central», eines als Revolverküche verschrieenen Kinos, so gross wie ein Eisenbahnwagen, aber stets voller Action, das es leider seit Jahren nicht mehr gibt; das «Handwerkerstübli» in der Lorraine, in dem ich mit Kollegen vom inzwischen sanft entschlafenen «Berner Tagblatt» manche Stunde verbracht habe – oftmals auch schon am Morgen, wenn es auf der Redaktion Ärger gegeben hat. Der Hauptdarsteller – «Held» wäre im

Zusammenhang mit diesem Film wohl ein unpassendes Wort – ist ungefähr gleich alt wie ich, so um die vierzig Jahre also. Zwar scheint sein Schicksal oder, weniger dramatisch, sein Lebenslauf von meinem sehr verschieden zu sein, und dennoch merke ich im Verlauf des Films, dass wir etwas Wesentliches gemeinsam haben: die Liebe zu dieser Stadt, eine Liebe trotz allem sozusagen; denn immer wieder enttäuscht uns diese Stadt. Uns: Identifikation stellt sich ein, eine schlechte Voraussetzung für das Verfassen einer Kritik. Wo bleibt denn da die Objektivität, wo die nüchterne Distanz des Kritikers zum zu beurteilenden Werk? Bernhard Gigers «Winterstadt» ist mir unter die Haut gefahren. Wenn ich zu analysieren versuche, warum, fällt mir auf, dass der Film selber geradezu unheimlich analytisch vorgeht. Er sezziert die Seele eines Verlorenen und die Seele der Stadt, in welcher der Verlorene lebt. Giger verwendet dazu die scharfe Klinge einer ausgeklügelten Kinodramaturgie, die er als Filmkritiker kennengelernt hat und nun selber mit überraschender Souvernität und auch Subtilität anwendet. Aber ebenso stark bringt der junge Filmer Emotionen ins Spiel: seine eigenen, aber auch die des Kinos, jene also, die über die Bilder, die Schauspielkunst und die Musik ausgelöst werden.

II.

«Winterstadt» ist der Film über einen Vierzigjährigen, der vor elf Jahren vom kalten Norden in den warmen Süden fahren wollte. Durch das Eisenbahnfenster hat er bei der Fahrt über die vierspurige Brücke die Altstadt von Bern gesehen. Er suchte Ruhe und ist deshalb ausgestiegen, um der behäbigen Stadt einen Besuch abzustatten. Weitergefahren ist er seither nicht. Das ist seine Version der Geschichte. Wahrscheinlicher ist, dass Charlie (Peter Hasslinger) in Bern mehr als nur Ruhe suchte. Gewiss, diese hatte er nötig. Die Revolution der späten sechziger Jahre, die dann schliesslich doch nicht stattgefunden hat, muss ihn wie so manchen andern ermüdet haben. Die Resignation über die nichterreichten

Ziele, den vorzeitigen Stillstand des Aufbruchs hat er verdrängt: unter anderem – wie wir im Verlauf des Filmes erfahren – mit einer Reise nach Amsterdam, wo er sich offenbar im Rausch der billig zu habenden Drogen der Illusion hingab, in einer erneuerten Gesellschaft zu leben. Ein Trugschluss, den er mit der Flucht nach Süden zu korrigieren trachtete.

Dass Charlie, als er den von der Aare umschlungenen Stadtkern von Bern durch das Eisenbahnfenster sah, im Bahnhof ausstieg, um den Ort zu erkunden, verwundert mich wenig. Auch mich fasziniert dieses Bild immer wieder: die Sandsteinfassaden über dem grünen Hang, der Münsterturm, die Brücken, die von den Aussenquartieren ins Herz der Stadt führen. Möglich, dass Charlie sich gedacht haben mag, dass hinter dem warmen Sandstein etwas von dem erhalten geblieben ist, was anderswo in unserer kurzlebigen Zeit unwiederruflich verloren ging: Wärme und Geborgenheit, möglicherweise die schönen Ideale der Jugend der späten sechziger Jahre. So unrecht hatte er nicht damit. Dicke Mauern konservieren, und im Winter halten sie die Kälte ab. Und vielleicht gar fand er in Bern das, was er in seiner deutschen Heimat und in Amsterdam längst verraten glaubte, in Bern sich eben entfalten und aufblühen – in kleinem, ruhigen, überschaubarem Rahmen.

Charlie, so heisst es im Film, ist in Bern hängen geblieben. Ich kann mich des

Filmtage in Kapfenberg

epd. Die 5. Österreichische Filmtage in Kapfenberg werden vom 30. September bis 3. Oktober 1981 veranstaltet. Aufgeführt werden sollen alle österreichischen Filme, die zwischen dem Sommer 1980 und dem Sommer 1981 fertiggestellt wurden. Auskünfte über: Österreichische Filmtage, Postfach 44, A-1197 Wien.



«Winterstadt», ein Film gegen die Angst vor der Resignation.

Gefühls nicht erwehren, dass er hier eine neue Heimat gesucht hat. Gefunden aber hat er nur eine Wohnung (die er nie einrichtete) und eine Bar (in der man nicht Freunde, sondern allenfalls Gleichgesinnte findet). Das war für Charlie zu wenig: Er verlor sich grübelnd in Erinnerungen, fand keinen Halt mehr, erkaltete in seiner Seele. Im Film begegnen wir ihm auf seinen ewigen Pendelgängen zwischen Bar und Wohnung und Wohnung und Bar, unrasiert und missgelaunt. Er hat den Glauben an eine bessere Welt und damit an ein eigenes sinnvolles Leben beerdigt, seine Hoffnungen ausgelöscht. Was er wirklich fühlt, teilt er nicht mehr seinen Mitmenschen, sondern nur noch einem Tonband mit. Seine Sehnsüchte sind Illusionen: Es rauscht nicht mehr das Meer des Südens in seinen Träumen, sondern nur noch der Fernseher nach Programmschluss.

III.

«Winterstadt» ist ein Film der verlorenen Hoffnung. Damit das fassbar wird, setzt Giger seinem Charlie – seinem ist wohl richtig, denn Autobiografisches, eigene Erfahrungen und Gefühle sind in starkem Masse eingebracht – die Hoffnung anderer Menschen entgegen. Diese Menschen sind Frauen. Ihre Hoffnungen sind nicht euphemistisch, nicht schwärmerisch, sondern realistisch. Die Putzfrau aus dem Kino Capitol (Janet Haufler), die in ziemlich abgetakelter Ehe lebt, hofft nicht wie ihr Mann auf einen Sechser im Zahlenlotto und eine Weltreise, sondern ganz einfach, dass ihr Freund sein Versprechen, eines Tages mit ihr abzuhaufen, wider alle Erwartungen doch noch einlöst. Und Lena (Gisèle Ratzé), die für einen kurzen Augenblick Wärme in Charlies kaltes Leben bringt, hofft auf eine ehrlichere Liebe als jene, die ihr ihre Eltern vorleben: verlebte Besitzer eines Vorstadt-Hotels mit gediegener Kundschaft, deren Unterhaltungsbedürfnis sich offenbar im Betasten der Frau Wirtin unter

den wohlwollend duldenden Augen ihres Mannes befriedigt.

Nicht dass Charlie die Sensibilität der beiden Frauen nicht spüren würde, aber er ist nicht mehr in der Lage, auf sie zu reagieren. Er hat der Sehnsucht nach Liebe, so verschiedenartig die bei beiden Frauen aussehen mag und so ungleich sie diese ausdrücken, nichts entgegenzusetzen; denn mit der Hoffnung ist bei ihm auch die Fähigkeit zur Liebe gestorben. Er vermag nicht mehr zu registrieren, dass die Aufforderung, die Stadt zu verlassen und neuen Ufern zuzustreben, von mehr Zuneigung zeugt als die körperliche Hingabe. Oder merkt er es doch? Ist Charlie am Ende einer langen, durchzechten Nacht gar nicht vom vielen Bier, sondern von der Erkenntnis seiner verschütteten Gefühle so besoffen und elend?

Nicht die Männer, die Frauen sind in Gigers Film das starke Geschlecht. In ihnen ruht die Hoffnung, dass vielleicht ein sinnvolles Leben doch möglich ist. Sie sind liebesfähig. Neben Lena und der Putzfrau trifft dies auch für die Bardame im «Quick» (Violence) zu, ein Schutzengel für die Gefallenen und Verlorenen, die vorgeben, in der Bar ihresgleichen zu treffen, aber in Wirklichkeit Halt suchen. Die Männer dagegen sind hilflos, verbergen ihre Schwächen hinter Masken: der Dealer mimt Ausdruckslosigkeit, einer versucht die Signale zu verstehen, die ihm sein Transistorradio zwischen den Stationen piepsend vermittelt, ein anderer ersäuft sein Elend im Alkohol und versucht darauf den starken Mann zu spielen. Charlie hat seine Maske abgenommen. Was dahinter hervorkommt, ist erbarmenswert.

IV.

«Winterstadt» ist schliesslich der Film über eine Stadt, in der es möglich wird, dass die Seelen erfrieren. Diese Stadt ist Bern. Wer sie nur von ihrer sonnigen Postkartenseite her kennt – warmer Sandstein, bunt beflaggt oder mit Geranien verziert – wird kaum ermessen, wie kalt diese Stadt sein kann. Der Sandstein ist nur Fassade. Hinter ihrer Gemütlichkeit verstecken sich Warenhäuser, Anwaltspraxen, Verwaltungsbüros

und Neonrestaurants für die Noblen. Hinter ihnen verbergen sich Massagesalons, in denen billiger Ersatz für verschüttete Liebe angeboten wird, und Solarien, in denen möglicherweise die Haut braun, nicht aber die Seele warm wird. Beides sind Symbole der Künstlichkeit und der Ersatzbedürfnisse unseres Lebens. Bern ist wie ein schlechtes Gebiss: Das glänzende Äussere täuscht darüber hinweg, dass das Innere verfault und ausgehöhlt, die Wurzeln und der Nerv gezogen sind. Das Amalgam der Rentabilität und des Konsums ersetzt das wirkliche Leben. Nachts ist die Stadt tot, auch wenn in den paar noch erhaltenen Beizen einige krampfhaft zusammenzuhalten versuchen, was ihnen das Leben lebenswert erscheinen lässt; auch wenn in Kellertheatern Gesellschaftskritik und Protest gegen die Verschandelung laut wird. Die Fäulnis frisst sich aus dem Stadtkern in die Aussenquartiere. Über die Brücken – einst Stege zu einer Arche Noah, zu einem Schiff, in dem jeder, gleich welcher Art auch immer, seinen Platz fand – schleicht sie stumm wie die Pest und setzt ihr zerstörerisches Werk fort.

Charlies Schicksal ist mit jenem der Stadt identisch. Darum möglicherweise lässt ihn die Stadt nicht mehr los. Charlie und die Stadt sind eins. Wenn Bernhard Giger die Stadt vorstellt – in winterlich-kalten Bildern aussen, in kahlen, frostigen Räumen innen –, dann beschreibt er auch die seelische Verfassung seines Protagonisten. Form und Inhalt werden hier im wahrsten Sinne des Wortes eins. Diese Entsprechung erleichtert, zumindest mir, die Identifikation mit Charlie. Seine seelische Not teilt sich mir über das Bild der Stadt mit, über die Räume, in denen er sich bewegt. Man könnte es auch umkehren: Die Stadt wird langsam so wie Charlie. Sie erleidet einen seelischen Zerfall. Darüber täuscht ihre äusserliche Schönheit nicht hinweg. Sie erstickt am Wohlstand und ihrer Ruhe. Spekulationswut und Profitgier zerstören ihre Seele. Auch sie hat ihre Ideale begraben. Viele Menschen – vor allem jüngere – können das nicht mehr mitansehen. Sie wehren sich, greifen zu Pfla-

stersteinen, reagieren ihrerseits mit blindwütiger Zerstörung. Charlie hält keinen Pflasterstein in der Hand. Er greift zum Bierglas. Er zerstört sich selber: eine Entscheidung, die er mit nicht wenigen teilt.

V.

Immer wieder ertappe ich mich dabei, dass ich über Dinge schreibe, die man im Film gar nicht sieht. Oder zumindest nicht so sieht. Gedanken, mit einem Bild oder einem Dialogfetzen angetippt, setzen sich fort, erfahren eine Verlängerung. «Winterstadt» ist kein Film, der für den Zuschauer alles zu Ende denkt. Giger schreibt, dass er sich mit diesem Film gegen die Angst vor der Resignation und Hoffnungslosigkeit verteidigen möchte, indem er bei sich und bei andern neue Hoffnung provoziere. Diese Hoffnung, glaube ich, vermittelt er weder über die traurige Geschichte vom resignierten Charlie noch über die schmerzlich-schönen Bilder. Sie sitzt in der Fortsetzung der Gedanken. Einmal nur, wenn in der Schlussequenz die Kamera entschwebt und Bern im Dunst zurücklässt, erlaubt sich der Filmautor die bildhafte Gestaltung eines verlängerten Gedankens. Aber auch dieser bleibt ohne didaktische Aufdringlichkeit.

Bernhard Giger überlässt in seinem Erstling nichts dem Zufall. «Winterstadt» ist ein bis in die letzte Einstellung durchkonstruierter, aber auch durchdachter Film von geradezu erstaunlicher formaler Geschlossenheit. Dass er nicht erstarrt – oder zumindest nur dann, wenn der zur Darstellung zu bringende Pessimismus dies verlangt –, hat verschiedene Gründe: die hervorragende, den Intensionen des Autors sensibel folgende Kamera Pio Corradis, die dem Film seine Stimmung und auch Stimmigkeit verleiht; die Musikspur (Benedikt Jeger), die nicht nur subtil Gemütschwingungen auffängt und verstärkt, sondern auch kongenial eingesetzt wird; die Schauspieler, Menschen aus Fleisch und Blut, nicht Figuren, jederzeit glaubwürdig und an der Sache persönlich engagiert.

Tragfähig aber machen den Film letzt-

lich die bildgewordenen Emotionen und Empfindungen des Autors. «Winterstadt» ist in erster Linie ein Film über Gefühle, ein Seismograf persönlichen Erlebens. Zum persönlichen Erleben Gigers (der als Film- und Medienkritiker auch für ZOOM-FB tätig ist) gehört intensiver Kinobesuch. Das ist auf den Film nicht ohne Einfluss geblieben. Einige sehen in «Winterstadt» die Zeichen Wim Wenders; ich eigentlich mehr die des Michelangelo Antonioni von «La Notte», «L'Avventura» und «L'Eclisse», die ja auch das Scheitern von Beziehungen und den Verlust von Lebensinhalten beschreiben. Aber der Einfluss – die Vorliebe für bestimmte Arten des Kinos – führt bei Giger nie zum Epigontum, und er lässt auch das Zitieren sein. «Winterstadt» bleibt immer sein eigener, sehr persönlicher Film. Urs Jaeggi

The Stunt Man (Der lange Tod des Stuntman Cameron)

USA 1979. Regie: Richard Rush
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/236)

Das Medium Film müsste sich selbst verleugnen, würde es sich nicht ab und zu das Recht einräumen, mit sich selbst, das heisst mit der ihm eigenen Welt, aber auch mit seinen Möglichkeiten und Tricks zu kokettieren. So gab es viele Produktionen, die sich mit dem Milieu und den geschäftlichen Interessen und Auseinandersetzungen der Branche beschäftigten – Wilders «*Sunset Boulevard*» oder Mankiewicz «*The Barefoot Contessa*» wären hier ebenso zu nennen wie «*The Errand Boy*» von Jerry Lewis oder «*The Last Tycoon*» von Elia Kazan. Andere Produktionen gingen noch einen Schritt weiter und beschäftigten sich mit jenen Problemen, wie sie Dreharbeiten zwangsläufig mit sich bringen – «*Der Hauptdarsteller*» von Reinhard Hauff fiel unter diese Kategorie, desgleichen «*La nuit américaine*» von François Truffaut. Gerade Truffauts Film

KURZBESPRECHUNGEN

41. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» 2. September 1981

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift «ZOOM-FILMBERATER» – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Americathon 1998

81/229

Regie: Neil Israel; Buch: N. Israel, Michael Mislove und Monica Johnson, nach einem Stück von Phillip Proctor und Peter Berman; Kamera: Gerald Hirschfeld; Musik: Songs von Eddie Money, The Beach Boys, Elvis Costello, Nick Lowe; Darsteller: Harvey Korman, Fred Willard, Peter Riegert u. a.; Produktion: USA 1979, Joe Roth für Lorimar, 85 Min.; Verleih: Monopole Pathé Films, Genf.

Eine glänzende Ausgangssituation für eine Satire über die «heiligen Kühe» Amerikas und der westlichen Welt und insbesondere über die amerikanische Fernseh-Unterhaltung: Die Regierung der USA im Jahre 1998 ist total verschuldet und will, von ihrem Gläubiger, einem alten Indianer, unter Druck gesetzt, mit einer gigantischen Fernseh-Show, dem Americathon, den Billionenbetrag einbringen. Den Autoren scheinen aber die Ideen bald nach der Exposition ausgegangen zu sein; langatmig, schludrig abgedreht und montiert, entpuppt sich der Film nur als mässig unterhaltsam. – Ab etwa 14 möglich.

J

Bongo Man

81/230

Regie und Buch: Stefan Paul; Kamera: Heinz Rexer, Mike Conde, Christian Stefanovic, Heribert Schuster; Musik: Jimmi Cliff; Produktion: BRD/Jamaica 1981, Arsenal/Sunpower, 95 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Anhand von Aufnahmen eines Konzerts in seinem Heimatdorf Somerton vom 27. September 1980 und einmontierten Gesprächen mit Einheimischen versucht dieser Film, Jimmi Cliff zum Superstar des Reggae hochzustilisieren, auf den Platz des toten Bob Marley. Aber auch mit dem mythisierenden off-Kommentar lassen sich Cliffs Fremdheit in Jamaica und seine Widersprüche nicht vertuschen. Der genau nach dem Rezept von «Reggae Sunsplash» hergestellte Film wirkt teilweise peinlich, verlogen und vor allem langweilig. → 17/81

J

Cuba

81/231

Regie: Richard Lester; Buch: Charles Wood; Kamera: David Watkin; Musik: Patrick Williams; Darsteller: Sean Connery, Brooke Adams, Jack Weston, Chris Sarandon, Hector Elizondo, Martin Balsam, Denholm Elliott u. a.; Produktion: USA 1979, Alex Winitsky/Arlene Sellers, 122 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

Kuba 1958: Ein leicht ergrauter, zynischer britischer Ex-Offizier kommt nach Havanna, um das Battista-Regime im Kampf gegen die Guerilleros zu unterstützen. Er trifft seine ehemalige Geliebte, verzieht in bleischwangerer Luft keine Miene und ergötzt sich am indiskreten Charme der kubanischen Oligarchie. Handwerklich gekonnt gemachter Film, bei dem das Elend der Massen und die revolutionären Wirren nur die malerische Staffage abgeben.

E

TV/RADIO-TIP

Samstag, 5. September

10.00 Uhr, DRS II

Ein tödlicher Traum

Hörspiel von Fred Tanner; Regie: Katja Fröh. – Es geht hier nicht um eine Bearbeitung des Romans «Geschwister Tanner» von Robert Walser, sondern um ein bestimmtes Syndrom: um die Lebenshaltung des Simon Tanner, der sich sehnsuchts-trunken in seine tödlichen Träume verrennt, der sich weigert, sein Leben als Selbstverwirklichung anzunehmen, der auf dem Zustand des Puer aeternus beharrt, dessen Traum vom Leben im symbolischen Sinn tödlich endet, da er schon in relativ jungen Jahren seine Kreativität verliert. (Zweitsendung: Freitag, 11. September, 20.05 Uhr, DRS II)

22.20 Uhr, ARD

Soylent Green (Jahr 2022... die überleben wollen)

Spielfilm von Richard Fleischer (USA 1973) mit Joseph Cotten, Charlton Heston, Edward G. Robinson. – New York im Jahre 2022: 40 Millionen Menschen leben in meist unzumutbaren Verhältnissen. Die Stadt droht an ihren eigenen Unrat zu ersticken. Nur einige sehr reiche Leute geniessen ein privilegiertes Dasein, sorgfältig abgeschirmt von den Massen, die von synthetischer Nahrung des grossen Soylent-Konzerns leben müssen. Als ein Direktor des Konzerns umgebracht wird, entdeckt ein Polizei-Detektiv auf der Suche nach dem Mörder die furchtbaren Hintergründe des Verbrechens.

Sonntag, 6. September

8.30 Uhr, DRS II

Wenn ich mir selber nicht helfe, hilft mir Gott sicher nicht»

Mit einer neuen Porträtreihe, die in lockerer Folge im Rahmen der Rubrik «Besinnung am Sonntag» ausgestrahlt wird, soll der Religion im täglichen Leben nachgespürt werden: Mitbürger erzählen von ihrem Leben und Glauben. Die Reihe beginnt mit Werner Frank, pensionierter Einkäufer aus

Zürich, Jude: «Das Judentum ist mehr als ein Glaube, es umfasst mein ganzes Leben», sagt er. Für ihn hat Gott die Initialzündung gegeben, aber dann dem Menschen die volle Freiheit gelassen – im Guten wie im Bösen.

9.30 Uhr, TV DRS

Dagegen sein ist immer leicht

«Schickt sie doch einfach heim – Gastarbeiter» ist die erste Folge der siebenteiligen Spielserie, die zeigen soll, wie sich Vorurteile in der Alltagspraxis auswirken: Wir halten damit Verhaltensweisen, die uns fremd sind, und tabuisierte Wünsche und Bedürfnisse von uns fern. Vorurteile verdrängen Angst vorm Anderssein, bestärken unsere «Eigenart» und sozialen Standpunkt, denn «so wie die, sind wir nicht». Zu dem Telekurs vom Umgang mit Vorurteilen ist unter gleichem Titel ein Begleitbuch erhältlich (Fernsehen DRS, Telekurs, 8052 Zürich).

20.00 Uhr, DRS I

Aus dem Ungeist der Zeit

Zweiteilige Sendung von Walter Andreas Schwarz zum «80. Namenstag des deutschen Kabarets». Der 1. Teil geht von den Anfängen des Cabarets aus, das am 18. November 1881 auf dem Montmartre in Paris entstand. Rodolphe Salis eröffnete das Cabaret «Chat noir»: Bohémiens trugen sozialkritische Chansons, Schauerballaden, Couplets, Volks- und Liebeslieder vor, während das satte Bürgertum von Paris im Saal sass. Nach 20 Jahren, am 18. Januar 1901 erhielt Deutschland sein erstes Kabarett. Während die preussische Monarchie ihren 200. Jahrestag feierte, gründete Baron Ernst von Wolzogen in Berlin das «Überbrettel». Bis 1905 entstanden allein in Berlin 42 Kabarets. (Zweitausstrahlung 1. Teil: Freitag, 11. September, 16.05 Uhr; der zweite Teil folgt am Sonntag, 13. September)

22.20 Uhr, TV DRS

Go West, Young Man

Dokumentarfilm von Urs Egger über die Stadt Los Angeles. Der Reiz des Films be-

Escape from New York (Die Klapperschlange)

81/232

Regie: John Carpenter; Buch: J. Carpenter und Nick Castle; Kamera: Dean Cundey; Musik: John Carpenter und Alan Howarth; Darsteller: Kurt Russell, Lee Van Cleef, Ernest Borgnine, Donald Pleasence u. a.; Produktion: USA 1981, Debra Hill, 90 Min.; Verleih: Starfilm, Zürich.

1997 ist die Insel von Manhattan ein von einer Schutzmauer umgebenes und von Sicherheitskräften bewachtes Gefängnis, in dem Kriminelle die rund drei Millionen Einwohner terrorisieren. Als ein Flugzeug mit dem US-Präsidenten in die Stadt abstürzt, wird ein gefürchteter Gewalttäter gezwungen, den überlebenden Präsidenten innert 22 Stunden aufzuspüren und aus der Gewalt der Gangster zu befreien. Der düstere, effektiv inszenierte «Nachtfilm» mit apokalyptischen Elementen beeindruckt mit seiner Exposition, enttäuscht jedoch im weiteren Verlauf der Handlung, da er den Rahmen eines aktionsbetonten Gangsterfilms mit Horroreffekten nicht zu sprengen vermag.

→ 18/81

E

Die Klapperschlange

In nome del Papa Re (Im Namen des Papstes)

81/233

Regie und Buch: Luigi Magni; Kamera: Danilo Desideri; Musik: Armando Trava-joli; Darsteller: Nino Manfredi, Carlo Bagno, Carmen Scarpitta, Danilo Mattei, Salvo Randone u. a.; Produktion: Italien 1977, Rizzoli, 107 Min.; Verleih: Victor Film, Basel.

Rom 1867: Mgr. Colombo, Richter am Strafgericht des Kirchenstaates, befreit seinen unehelichen Sohn, einen Revolutionär, der mit zwei Gefährten einen Anschlag verübte, aus den Händen der vatikanischen Justiz. Er muss erkennen, dass eben diese säkulare päpstliche Justiz verlogen und erzreaktionär ist und legt daher sein Richteramt nieder. Dieser teilweise auf historischen Gegebenheiten basierende Film, eine eigenartig-faszinierende Mischung aus «commedia à l'italiana» und Kostüm-Melodrama, ist etwas grobmaschig und theatralisch. Er zeigt aber ungeachtet dessen eine beachtenswerte Problematik auf und besitzt in Nino Manfredi einen geradezu genialisch agierenden Protagonisten.

E

Im Namen des Papstes

Messalina, Messalina (Messalina – Kaiserin und Hure)

81/234

Regie: Bruno Corbucci; Buch: Mario Amendola und B. Corbucci; Kamera: Marcello Mastiacci; Musik: Guido und Maurizio De Angelis; Darsteller: Annela Di Lorenzo, Lory Kay Wagner, Thomas Milian, Vittorio Caprioli, Giancarlo Prete, Alessandra Cardini u. a.; Produktion: Italien 1980, Medusa/Bruno Corbucci, 85 Min.; Verleih: Elite Film, Zürich.

Kaiserin Messalina, die grösste Hure des alten Roms, vernascht die Männer gleich dutzendweise. Nebenbei intrigiert sie auch noch erfolglos gegen ihren Mann Claudius, Kaiser und Gott, einen einfältigen Töpel, der über ein total dekadentes Rom «herrscht». Dieses grobschlächtige, mit höchst geschmacklosen Gags gespickte Kommerzgebräu zeigt vor allem, dass das, was laut den Machern ein «römisches (Un)-Sittenbild» sein soll, in Tat und Wahrheit nur ihre eigene, in kitschigen Farben auf die Leinwand gebannte Vulgarität ist. Da kann man nur noch sagen: «O tempora, o mores!»

E

Messalina – Kaiserin und Hure

Il prato (Die Wiese)

81/235

Regie und Buch: Paolo und Vittorio Taviani; Kamera: Franco Di Giacomo; Musik: Ennio Morricone; Darsteller: Michele Placido, Saverio Marconi, Isabella Rossellini, Giulio Brogi, Angela Goodwin, Remo Remotti u. a.; Produktion: Italien 1979, Giuliano G. De Neri für Filmtre, 115 Min.; Verleih: Citel Film, Genf.

Nach dem «positiven» Film «Padre Padrone» drehten die wichtigsten italienischen Filmemacher der siebziger Jahre einen Film über die Unmöglichkeit der Liebe und die Entfernung vom Glück. Die Geschichte von zwei Männern und einer Frau, die für kurze Zeit an einem traumhaft schönen Ort (San Gimignano, Toskana) zusammenkommen, wird zur Abhandlung über die Resignation.

→ 17/81

E★

Die Wiese

steht in der Wandlung vom Dokument zur Fiktion, die in diesem unwirklichen Stadtmeer Los Angeles fast zwangsläufig erfolgen muss. Egger begegnet als sein eigener Hauptdarsteller Hans, der die eigenen Beobachtungen in Los Angeles beobachtet. Der Film endet in einer echten Filmillusion: Der junge Mann, der sich in seinem Drang nach Westen nicht aufhalten lässt, besteigt sein selbstgebasteltes Weltraumgeschoss und startet in den Himmel, wo er am blauen Horizont verschwindet.

Montag, 7. September

20.50 Uhr, TV DRS

Bitte berühren

Der Dokumentarfilm der BBC London berichtet über verschiedene Forschungsprojekte und Ergebnisse im Bereich des Tastsinns und zeigt eindringlich, wie zentral der Tastsinn für den Menschen ist. Die Tasterlebnisse des Säuglings gehören zu den ersten lebenswichtigen Erfahrungen. Reiche Tasterfahrungen haben einen Einfluss auf die Entwicklung des Hirns, wie einige Forschungsergebnisse nachweisen. Neue Erkenntnisse aus diesem Forschungsbereich können auch in die Behandlung von verhaltensgestörten Personen umgesetzt und angewendet werden.

Dienstag, 8. September

9.00 Uhr, DRS I

Agenda-Special

Diese Ausgabe steht im Zeichen der letzten Dreharbeiten für den Schweizer Fernsehspielfilm «Dauerlauf» von Martin Hennig und Niklaus Schlienger. Die Hörer sind zu einem radiophonischen «Blick» hinter die Kulissen des Filmemachens eingeladen. Unter dem Motto «Vom Regisseur zum Requisiteur» sind zwischen neun und zwölf Uhr Live-Gespräche mit Machern und Darstellern vom Drehort in Basel zu hören.

14.45 Uhr, TV DRS

Vielseitiger Künstler

Eva Mezger präsentiert in der Sendung «Da capo» eine Ausgabe der Reihe «Unter uns gesagt». Heiner Gautschy unterhält sich mit dem berühmten Karikaturisten, Fernsehautor, Regisseur und Schauspieler Lorient. In «Lorient 3» nimmt der Künstler fünf ver-

schiedene Themen aufs Korn, darunter die Medien Film und Fernsehen, Politiker, ein Interview aus Hollywood und die deutsche Filmindustrie. Menschliche Beziehungen haben Lorient, der eigentlich Vicco von Bülow heisst, schon immer beschäftigt.

Mittwoch, 9. September

20.05 Uhr, DRS II

Bäuerin – Stadtfrau

Die fünfte Ausgabe der Sendereihe «Gegensätze» stellt zwei verschiedene Frauenbilder gegenüber. Die eine Frau ist Bäuerin, Hausfrau und Familienmutter. Wie reagiert diese Frau auf ihre Gegensatzpartnerin, die sich in der städtischen Lebensweise wohl fühlt, beruflich vollamtlich tätig ist und die Rolle als Mutter und Ehefrau nicht übernehmen will?

Donnerstag, 10. September

21.15 Uhr, TV DRS

Mäzenatentum in der Schweiz?

Das Kulturmagazin «Schauplatz» ist dieser Frage nachgegangen und stellt einige bekannte und weniger bekannte Kulturförderer und Mäzene vor. Der römische Ritter Gaius Maecenas, der die bedeutendsten Dichter der «römischen Klassik» in seinem Palast zusammenzurufen pflegte, gilt als Vater der Kunstförderung. Seither hat es immer wieder Institutionen und Persönlichkeiten gegeben, die das künstlerische Schaffen gefördert und oft auch beeinflusst haben, wie zum Beispiel der Renaissance-Papst Julius II. als Gönner und Auftraggeber Michelangelos.

Freitag, 11. September

14.05 Uhr, DRS II

Stress in der Schule

Wegen Schulängsten und Schulversagen bringen heute viele Eltern ihre Kinder zum Arzt und in psychologische Praxen. Konzentrations- und Einschlafstörungen, Bettnässe, Zappigkeit sind einige der beklagten Symptome. Muss Schule Stress sein? Wo hat der Stress seine Wurzeln? Der Volksschullehrer und Psychologe Dr. Hans-Ulrich Nievergelt geht in seiner Sendung diesen Fragen nach.

Regie: Richard Rush; Buch: Lawrence B. Marcus und R. Rush; Kamera: Mario Tosi; Musik: Dominic Frontiere; Darsteller: Peter O'Toole, Steve Railsback, Barbara Hershey, Allen Goorwitz u. a.; Produktion: USA 1979, Richard Rush/Melvin Simon, 129 Min.; Verleih: Columbus Film, Zürich.

Ein Ausbrecher, ehemaliger Vietnamkämpfer, schlüpft auf der Flucht vor der Polizei in die Rolle eines Stuntman, dessen Tod er unabsichtlich verschuldet hat. Er ist zuerst von seiner Aufgabe und den Verdienstmöglichkeiten beeindruckt, doch während den Dreharbeiten merkt er allmählich, wie sehr er Gefangener eines Mediums geworden ist, dessen raffinierte Manipulationen er wohl noch erahnen, aber nicht mehr erkennen kann. Wie dem Zuschauer wird es ihm immer schwerer, Film und Realität zu trennen und das Spiel des (fast) allmächtigen Regisseurs zu durchschauen. Der vielschichtige Film reflektiert auf überraschende Weise das Medium und ist dabei noch im besten Sinn unterhaltend.

E★ → 17/81

Der lange Tod des Stuntman Cameron

Voltati Eugenio (Eugenio)

81/237

Regie: Luigi Comencini; Buch: L. Comencini und Massimo Patrizi; Kamera: Carlo Carlini; Musik: Fiorenzo Carpi; Darsteller: Saverio Marconi, Dalila Di Lazzaro, Bernard Blier, Francesco Benelli, Carole André, Meme Perlini, Dina Sassoli u. a.; Produktion: Italien/Frankreich 1980, I.F.C./Les Films du Losange-Gaumont-Moonfleet, 105 Min.; Verleih: Impérial, Lausanne.

Eugenio wurde von seinen Eltern, einem Achtundsechziger-Paar, in die Welt gestellt, um «der Revolution ein Kind zu schenken». Inzwischen haben sich die Eltern auseinandergelebt, die revolutionären Ideale sind verfliegen, und beide sind mit den eigenen Problemen vollauf beschäftigt, sodass für das Kind kein Platz mehr besteht. Undogmatisch, aber mit feinem Gespür für die echten Bedürfnisse der Kinder, stellt Luigi Comencinis tragikomisch-satirischer Film das Verhalten einer Elterngeneration in Frage, die in einer orientierungslos gewordenen Gesellschaft selber den Halt verloren hat, worunter die Kinder, als schwächste Glieder der Kette, am meisten zu leiden haben. – Ab etwa 14.

J★

→ 18/81
Eugenio

Watership Down (Unten am Fluss)

81/238

Regie: Martin Rosen; Buch: M. Rosen nach dem gleichnamigen Roman von Richard Adams; Zeichentrick-Regie: Tony Guy; Schnitt: Terry Rawlings; Musik: Angela Morley und Malcolm Williamson; Songs: Mike Batt; Produktion: Grossbritannien 1978, Martin Rosen für Nepenthe, 92 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Der Exodus einer Kaninchensippe, die ihre von der Zerstörung bedrohte Heimat verlässt und nach vielen Abenteuern endlich eine neue Bleibe findet, ist als Parabel auf die menschliche Existenz angelegt. Der formal sorgfältig und reizvoll gestaltete Zeichentrickfilm kann jedoch die inhaltliche Dichte der Buchvorlage nicht erreichen. Trotzdem gefällt der Streifen, da er genügend von der Fantasie, Poesie und lebensbejahenden Philosophie des literarischen Vorbildes besitzt und er vor allem in der nicht verniedlichenden Darstellung der Tiere und der auf sie lauenden, oft tödlichen Gefahren überzeugt. – Ab etwa 9 Jahren möglich.

J★ → 18/81

Unten am Fluss

Winterstadt

81/239

Regie und Buch: Bernhard Giger; Kamera: Pio Corradi; Musik: Benedikt Jeger, «Taxi»; Darsteller: Peter Hasslinger, Gisèle Ratzé, Janet Haufler, Lorenz Hugener, Reini Rühlin, Violence, Fred Kohler u. a.; Produktion: Schweiz 1981, Cactus Film, B. Giger, 76 Min.; Verleih: Cactus Film, Zürich.

«Winterstadt» ist ein Film über eine Stadt von grosser äusserlicher Schönheit und Ruhe. Aber in ihren Mauern ist es kalt geworden, und Seele und Gemüt drohen zu erfrieren. «Winterstadt» ist ein Film über einen Vierzigjährigen, der auf der Durchreise in dieser Stadt hängen blieb, weil er Ruhe brauchte und eine neue Heimat suchte. Gefunden hat er eine Wohnung und eine Bar. Das ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. «Winterstadt» ist das Zeitbild einer neuen verlorenen Generation, die sprachlos wird, weil all ihre Hoffnung erloschen ist. Bernhard Giger dokumentiert das in eindringlichen, schmerzlichen Bildern, in einem Film von überraschender formaler Geschlossenheit.

E★

→ 17/81

23.10 Uhr, ZDF

 The Asphalt Jungle (Asphalt Dschungel)

Spielfilm von John Huston (USA 1950) mit Sam Jaffe, Sterling Hayden, Louis Calhern. – Dix Handley plant mit Doc Esterhazy, einem entlassenen Strafgefangenen, in Chicago einen grossen Coup. Ein reicher Hintermann soll das Unternehmen finanzieren. Präzis wie ein Uhrwerk rollt der Tresoreinbruch ab. Im Besitz der Beute, schrillen Alarmglocken, ein Gangster wird verwundet und stirbt. Der Hehler hält die beiden Initianten des Einbruchs hin. Bei einer Auseinandersetzung wird Dix verwundet. Nach einer Polizeiaktion können sich beide Gangster bei einer Freundin verbergen. Der Versuch auf Drängen seiner Freundin, dem Verbrechen zu entsagen, endet tragisch. Der oft nachgeahmte klassische Kriminalfilm des Hollywood-Altmeisters Huston erreicht mit seiner psychologischen Dichte und handwerklichem Können die soziale Wirklichkeit als Hintergrund für die Hoffnungen und Aktionen seiner Helden.

Samstag, 12. September

18.00 Uhr, TV DRS

 Zwischen Schule und Lehre

Als zweiten Beitrag der Reihe wiederholt TV DRS im Jugendprogramm «Das Selbsterfahrungsspiel». Die spielerisch angelegte Sendung hilft Schülerinnen und Schülern, sich selbst im Hinblick auf die Berufswahl besser kennenzulernen, sich und die Umwelt besser zu beobachten und wie man Informationen sammelt. (Weitere Sendungen: «Beim Berufsberater... und dann?» 19. September; «Zwischenlösungen» 3. Oktober; «Berufswahl der Mädchen» 10. Oktober.)

20.15 Uhr, ZDF

 Grosse Freiheit Nr. 7

Spielfilm von Helmut Käutner (Deutschland 1943/44) mit Hans Albers, Gustav Knuth, Ilse Werner. – Der Viermaster «Padua» legt in Hamburg an. Jens und Fiete besuchen Hannes, in der Hoffnung in ihm wieder Fernweh wecken zu können. Als Stimmungssänger sorgt er für gute Kasse in einem Lokal in St. Pauli. Während der Wiedersehensfeier wird er ans Krankenlager seines Bruders gerufen und verspricht dem Sterbenden für dessen Mädchen zu sor-

gen. Die späte Liebe, die sich zwischen dem alternden Hannes und dem jungen Mädchen entwickelt, bleibt nicht unangefochten. Dieser Unterhaltungsfilm wurde durch das Verbot des Propagandaministeriums in Deutschland nicht aufgeführt während des Krieges, sondern ins Ausland als Devisenbringer verkauft; ursprünglicher Titel «La Paloma».

Montag, 14. September

21.20 Uhr, ZDF

 Preussische Nacht

Historisches Spiel um den Preussenkönig Friedrich II. Die Szenen aus dem Leben des preussischen Königspaares sind Imaginationen des Gespräches im Schloss der Königin. Alles woran bildhaft gedacht und einander erinnert wird, spielt sich im Gesellschaftssaal des Schlosses ab, – von beiden Gesprächspartnern beobachtet und kommentiert: Elisabeth Christine geht der Politik ihres Mannes auf den Grund. Mit den Augen der liebenden Frau erkennt sie seine Motive und kann seine Prinzipien in Frage stellen. In dieser Nacht kann der König nicht ausweichen und sich aus einer schwierigen Lage zurückziehen. In diesem Rückblick zeigen sich die Licht- und Schattenseiten einer Herrschaft, die Preussen entscheidend geprägt hat.

23.00 Uhr, ARD

 Al servicio de la mujer española
(Im Dienst der spanischen Frau)

Spielfilm von Jaime de Amiñán (Spanien 1978) mit Marilina Ross, Amparo Baro, Adolfo Marsillach. – Irene Galdos, eine Frau mittleren Alters, betreut die Briefkasten-Sendung einer Rundfunkanstalt in der spanischen Provinz. Ihre Ratschläge in Herzensangelegenheiten sind ebenso bigott-konservativ wie sie selber. Das Leben der Briefkasten-Tante Irene ändert sich jedoch von Grund auf durch ihre Liebe zu einem Mann, der angeblich als verzweifelter Homosexueller bei ihr Hilfe sucht, sie in Wirklichkeit aber nur demütigen will. Dieser Frauenfilm zeigt die traditionelle Unterdrückung der Frau in der konservativen spanischen Gesellschaft. Der privilegierte Mann ist das eigentliche Opfer einer verklemmten Sexualmoral in dem einfühlsamen, zugleich hintergründig humorvollen Film.

Neu im SELECTA-Verleih:

Das Wagnis

Imre Gyöngyössi, BRD 1981; farbig, 29 Min., Kurzspielfilm, deutsch, etwa Fr. 39.—

Filmparabel über ein pädagogisches Experiment mit Jugendlichen aus einer Erziehungsanstalt, bei dem es um eigene Lebensgestaltung, Selbstfindung, Gemeinschaft, Freiheit, Neuanfang und Geborgenheit geht. Hintergrund dazu bilden die neutestamentlichen Doppelgleichnisse vom verlorenen Schaf, von der verlorenen Drachme, vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle.

Jonas

György Csonka, BRD 1981; farbig, 10 Min., Zeichentrickfilm, etwa Fr. 26.—

Die alttestamentliche Gestalt des Jonas wird in diesem Trickfilm zu einem Filmemacher von heute, der die Menschen der Konsumgesellschaft mit dokumentarischen Bildern aus der Dritten Welt konfrontiert. Doch die Filme von Jonas stoßen auf Ablehnung, worauf er den Herrn um die Vernichtung der Stadt bittet. Aber Gott antwortet nicht, und Jonas ist allein. Er kehrt in die Stadt zurück, um weiter seine Filme zu zeigen.

«Ich möchte Bundesrat werden»

Ein Film mit behinderten Jugendlichen
Tula Roy und Christoph Wirsing, Schweiz 1981, Dokumentarfilm, farbig, 94 Min., Fr. 115.—

12 körperbehinderte Jugendliche setzen sich aktiv mit ihren Zukunftsaussichten, insbesondere mit ihren künftigen Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten auseinander. Dabei sehen sie sich mit Grenzen und Einschränkungen konfrontiert, die nicht nur durch ihre Behinderung gegeben sind. Der Film bietet auch pädagogische Modelle an, wie Behinderte über ihre engere Umwelt hinaus Erfahrungen machen und durch die Begegnung mit Nichtbehinderten Vorurteile abgebaut werden können (Ausführliche Besprechung siehe ZOOM-FB 10/81).

Mein Tod soll Warnung sein

BRD 1980; farbig, 25 Min., Dokumentarfilm, Fr. 28.—

Dem Film liegt das Tonbandprotokoll des Heroinsebstmörders Roland S. zugrunde. Er schildert die Umstände, die ihn in die Drogenszene geführt haben, und die verzweifelte Situation der Süchtigen, sich Geld zu beschaffen. Erschütternd ist vor allem die Ehrlichkeit, mit der Roland S. seine Lage schildert, da er in keiner Phase des Berichts versucht, ändern die Schuld an seinem Schicksal anzulasten.

Lasst mich doch sterben

Janos Mészáros, BRD 1980; farbig, 14 Min., Kurzspielfilm, Fr. 26.—

Gert, ein 19jähriger Schüler, leidet an Leukämie. Während die Eltern auf die Fortschritte in der Medizin setzen und noch auf Genesung hoffen, erfährt die Schulfreundin Barbara bei ihren Besuchen im Krankenhaus die Grenzen ärztlichen Handelns und ihre Hilflosigkeit gegenüber dem Leiden. Sie sieht sich vor Leid und Tod als Grundgegebenheiten menschlichen Lebens gestellt und versucht, Gert im Sterben beizustehen.

Der letzte Ausweg für Thomas

Michael Bückner, BRD 1979; farbig, 37 Min., Kurzspielfilm, Fr. 36.—

Thomas, ein 16jähriger Schüler, fühlt sich isoliert und den täglichen Anforderungen von Schule und Elternhaus nicht mehr gewachsen. Er wird immer depressiver und sieht keinen Sinn mehr in seinem Leben. Der Film schildert, wie Selbstmordgedanken zum letzten Entschluss reifen und wie die Mitwelt diese Entwicklung erkennt und helfend eingreift.

**SELECTA-Verleih, 8, rue Locarno,
1700 Freiburg (Tel. 037/22 72 22)**

Tagung zum «Genesis»-Projekt

epd. Die Evangelische Akademie Arnoldshain stellt in ihrem Herbstprogramm 1981 vom 4. bis 6. November das «Genesis-Projekt» vor, eine Folge von 300 Zwanzigminutenfilmen, «die biblische Handlungen lediglich zeigen und mit Original-Text kommentieren sollen». Weiter heisst es im Programm der Akademie: «Das Angebot ist so umfassend, sein theologischer und religionspädagogischer Grundansatz so kontrovers, die finanziellen Investitionen sind so erheblich, dass Kriterien zur Anschaffung von und zur Arbeit mit dem Material entwickelt werden sollen». Eingeladen zur Tagung, die zusammen mit dem Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik e.V., Fachbereich Film/Bild/Ton, veranstaltet wird, sind Leiter und Mitarbeiter der Evangelischen Medienzentralen, der religionspädagogischen Institute, der katechetischen Ämter und interessierte Religionslehrer und Pfarrer. Anschrift: D-6384 Schmitten (Taunus) 1, Tel. (06084) 515/516.

Mittwoch, 16. September

19.30 Uhr, ZDF

 The House at 12 Rose Street (Das Nachbarhaus)

Spielfilm von Bert Salzman (USA 1980), mit Moosie Drier, David Hollander, David Hubbert. – Oakdale ist ein ruhiger Vorort mit sauberen Einfamilienhäusern und Vorgärten. Eine schwarze Familie zieht ins Quartier. Ihre Nachbarn sind ohne Vorurteile. Aber der junge Bobby macht neue Erfahrungen. Sein bester Freund Jack schliesst sich einer Jugendgang an, welche die Familie vertreiben will. Bobby beteiligt sich nicht an den Aktionen gegen Schwarze und wird kräftig gewarnt. Nachts terrorisieren maskierte Männer die Familie, werfen Fenster ein, beschmieren ihr Haus. Der Nachbar kann die Männer vertreiben und auf einer Gemeindeversammlung für die Rechte der Schwarzen eintreten. Die Nationale Konferenz der Christen und Juden der USA hat den Film ausgezeichnet.

22.40 Uhr, ZDF

 Strafe ohne Urteil

Spiel nach Dokumenten von Angelika Mechtel und Eberhard Itzenplitz. – Wie reagiert eine junge Frau, wenn ihr unvermittelt von der Polizei mitgeteilt wird, ihr Mann sei festgenommen und in Untersuchungshaft eingewiesen worden? Sie sucht weiterhin den Schein der Normalität zu wahren und greift zur Lüge und Selbstlüge. Ihr wird klar, dass sie an der Kurzschlussbehandlung ihres Mannes mit Schuld trägt. Fünf Jahre Freiheitsentzug bedeuten nicht nur, dass der Mann und Vater fehlt. Die Arbeitsstelle geht verloren, die Wohnung wird gekündigt, die kleine Petra läuft Tag für Tag in der Schule Spiessruten. Die Eheleute müssen um den Bestand ihrer Ehe kämpfen und erfahren, dass sie mehr auszuhalten haben als die im Urteil zugemessene Strafe.

Donnerstag, 17. September

16.15 Uhr, ARD

 Das Jahr danach

«Der Mensch an sich wird nicht in Betracht gezogen...» Ein verlorener Prozess. Vor über 40 Jahren hatte das Rentner-Ehepaar Fischer in einer Waldsiedlung am Rande Münchens selbst ein Häuschen auf gepachtetem Grund gebaut, wie 28 andere

Familien auch. Als den Siedlern durch die Grundstückseigentümerin gekündigt wurde, um den Boden mit Luxusbungalows zu bebauen, wehrten sich die Fischer und einige andere verzweifelt gegen den Abriss ihrer Häuser. Die Siedler verloren den Kampf – die Grundstücksspekulantin hatte das Recht auf ihrer Seite. Die «Vertriebenen im eigenen Land» wurden vom Bayerischen Rundfunk dokumentiert. Die Sendung löste unter den Zuschauern heftige Betroffenheit und Sympathie für die alten Menschen aus.

Freitag, 18. September

16.20 Uhr, ARD

 Kambodscha im Jahre 2

Zwar haben 78 Länder an der «Internationalen Konferenz über Kambodscha» bei den Vereinten Nationen vom 13. bis 18. Juli in New York teilgenommen, aber das Ergebnis der Konferenz, wie üblich, nur eine Resolution, eröffnet den Kambodschanern keinen gangbaren Weg in eine bessere Zukunft. Sie offenbart lediglich die Meinungsverschiedenheiten zwischen «Falken» und «Tauben» in der Indochinafrage: der Volksrepublik China und den USA einerseits, Japan und den südostasiatischen ASEAN-Staaten andererseits. Peter Krebs und ein japanisches Kamera-Team haben sich drei Wochen im Lande aufgehalten und beobachtet, was seit der Stationierung vietnamesischer Truppen in Kambodscha geschehen ist und was die Kambodschaner in nächster Zukunft erwarten dürfen.

20.15 Uhr, ARD

 Au revoir ... à lundi (Auf Wiedersehen, bis Montag)

Spielfilm von Maurice Dugowson (Frankreich 1978) mit Carole Laure, Miou-Miou, Pierre Dupuis. – Die Französin Nicole und die Kanadierin Lucie sind zwei Freundinnen in Montreal. Sie teilen nicht nur die Wohnung miteinander, sondern auch ihr grösstes Problem: beide suchen einen Mann, der nicht schon verheiratet ist. Nach verschiedenen Enttäuschungen haben beide Frauen die Männer endgültig satt: Maurice Dugowson lässt schliesslich Lucie und Nicole mit Lucies Kind so vergnügt zusammen leben, als ob eine männerlose Familie die einzig vernünftige Lösung aller Probleme wäre. Dieses resigniert-ironische Happy-End entspricht dem Stil des ganzen Films.

«The Stunt Man» – Film im Film im Film: über Trugschlüsse zwischen Fiktion und Realität.

war es, der wie kein anderer zuvor dem staunenden Zuschauer erstmals einen derart dezidierten Blick hinter die Kulissen des Mediums gestattete. Zum ersten Mal enthüllte hier ein Regisseur von Rang einen Teil der filmtechnischen Trickkiste, betrieb aber in eben dieser Enthüllung keinen Verrat, sondern schuf im Gegenteil eine einzigartige Liebeserklärung ans Kino. In diese Richtung bewegt sich nun auch der jüngste Film von Richard Rush («*Getting Straight*», «*Freebie and the Bean*»), auch wenn seine Absicht eine andere ist.

Cameron (Steve Railsback) ist ein junger Ausbrecher, der sich auf der Flucht vor der Polizei befindet. Erst sehr viel später wird man erfahren, weshalb: Ein Freund beteiligte den Vietnamheimkehrer nicht wie abgemacht an einem Geschäft; ausserdem hatte er ihm die Frau weggenommen. Bei dem Versuch, sich an ihm zu rächen, verletzte Cameron irrtümlich einen Polizeibeamten. Mit Hilfe des besessenen Filmregisseurs Eli Cross (Peter O'Toole) kann er untertauchen, da der ihn gegenüber der Polizei für jenen Stuntman ausgibt, dessen Tod Cameron auf seiner Flucht irrtümlich verschuldet hat. Der eigennützige Cross schlägt damit zwei Fliegen mit einer Klappe: Zum einen lässt es schlagartig die Vorwürfe der Polizei verstummen, er habe leichtfertig das Leben eines Menschen geopfert, zum anderen besitzt er, ohne lange suchen zu müssen, einen neuen Stuntman. Denn der trainierte Ex-Vietnam-Kämpfer verfügt über ein überdurchschnittliches Talent und garantiert mit seinem Wagemut die Effektivität zahlreicher spektakulärer Stunts zu Cross' neuem Film, einem Weltkrieg-Eins-Spektakel.

Doch je mehr Cameron den geradezu krankhaften Fanatismus von Cross durchschaut, um so stärker lehnt er sich dagegen auf, was durch die Beziehung zur Hauptdarstellerin Nina Franklin (Barbara Hershey), die sich während der Dreharbeiten entwickelt, zusätzlich erschwert wird. Als ihm Cross 1000 Dollar



dafür bietet, jenen Stunt zu wiederholen, bei dem sein Vorgänger ums Leben kam (er konnte sich nicht mehr aus einem in einen Fluss gestürzten Auto befreien), akzeptiert Cameron trotz seiner Vorbehalte. Später ändert er allerdings seine Absicht: Um Cross die Grenzen der eigenen Macht zu zeigen, will er sich nicht mit dem Auto in den Fluss stürzen, sondern ganz einfach davonfahren. Hierfür versucht er auch Nina zu gewinnen, der er begreiflich machen will, dass Cross in seinen Augen wahnsinnig ist. Nina muss sich dann tatsächlich im Kofferraum des Wagens ver-

stecken, um nicht einer autoritären Anweisung von Cross zuwiderzuhandeln. Als Cameron am nächsten Tag seinen Entschluss in die Tat umsetzt, ahnt er nicht, dass er immer noch ein Werkzeug in den Händen des allmächtigen Regisseurs ist: Auf der Brücke zerstört man mittels einer Manipulation den rechten Vorderreifen seines Autos, das daraufhin ausbricht und wie beabsichtigt in den Fluss stürzt. Bevor es untergeht, erkennt Cameron durch das Heckfenster, wie Cross und Nina zusammen auf der Brücke stehen und amüsiert zu ihm hinabschauen. Nachdem er sich unter Wasser befreien und an Land schwimmen konnte, beglückwünschen ihn alle für seinen hervorragenden Stunt. Cross, der ohnehin für die nötigen Vorsichtsmassnahmen gesorgt hat, wie Cameron im nachhinein feststellt, beeindruckt dies in keiner Weise: Anstatt der versprochenen 1000 Dollar will er seinem Stuntman nur noch 650 Dollar zahlen.

«*Stunt Man*» ist eine eindrucksvolle Studie über Möglichkeiten der Manipulation: über die Manipulation von Menschen durch eine Maschinerie, deren Dimension sie wohl noch erahnen, nicht aber mehr durchschauen können, und über die Manipulation des Zuschauers durch die tricktechnischen wie dramaturgischen Finessen des Kinos. Gerade hier besitzt der Film eine seiner originellsten und nachhaltigsten Sequenzen: Auf einem Strandabschnitt wird ein Luftangriff auf deutsche Soldaten gefilmt, bei der die Pyrotechnik alle Register ihres Könnens zieht. Nach dem Abbruch der Aufnahme blickt man auf ein Meer zeretzter Körper, die sich nicht mehr rühren. Plötzlich wechselt die Faszination der beobachtenden Zuschauer in lähmendes Entsetzen; der Ruf nach Sanitätern wird laut. Und auch der Zuschauer im Parkett weiss nicht mehr so recht, ob es sich hier um einen Betriebsunfall handelt oder nicht. Bis sich dann tatsächlich alles als aberwitzige Täuschung seitens einer hundertprozentig funktionierenden Tricktechnik herausstellt.

Trugschlüsse anderer Art erlebt der junge Cameron, der bald nicht mehr weiss, wo die Realität aufhört und wo

die Fiktion anfängt. Hilflos ist er dem Zeremonienmeister Cross ausgeliefert, der fast gottgleich über dem Geschehen thront: mal im Hubschrauber, mal auf dem Kamerakran, mal im Regiestuhl, aber immer und überall gegenwärtig, voll und ganz seiner Spontaneität ausgeliefert in dem Glauben, es wirke dann alles echter. Im Prinzip ist er ein manisch Besessener, voll assimiliert in seinem Metier, der die Polaritäten verkehrt hat: Das Medium der Fiktion wird zur Realität, die wiederum die Realität zur Fiktion macht. Hier findet sich auch noch das Privateste inszeniert, belauert, ausgebeutet. Und wie Nina oder Cameron weiss auch der Zuschauer bald nicht mehr, ob sie, die Protagonisten, in einer Film-im-Film-Aufnahme drin sind oder nicht. Schon allein daran kann man ermessen, wie vielschichtig Rushs Film ist, in welcher unterschiedliche, tiefgreifende und weiterführende Richtungen er Überlegungen zulässt (wie etwa über die moralische Seite des Filmemachens, wenn es bis zum Äussersten geht).

J. M. Thie (EFB)

Bongo Man

BRD/Jamaica 1980/81. Regie: Stefan Paul (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/230)

Ein deutscher Kinobesitzer und Filmemacher namens Stefan Paul (geboren 1946) könnte schon vor seinem ersten Film über Reggae und Jamaica und Rastas wissen, dass er so Sachen besser ändern überlassen sollte, Jamaicanern mein' ich. Oder einmal drüben, sollte er bald merken, dass er dort wirklich nichts verloren hat, und wieder heimfliegen mit all seinen Geräten und der ganzen Mannschaft. Aber spätestens nach «Reggae Sunsplash» (1979) müsste ihm seine Mache selber wie billiges Aufhocken vorkommen, Ausverkauf. Und dann würde er vielleicht anfangen, sich um die eigenen Roots und Culture und -isms & -cisms zu kümmern.



«Bongo Man», PR-Film über den Superstar Jimmi Cliff.

Nun, jener Stefan Paul aus Tübingen, um den's hier geht, tat nichts von alledem. Er führte seine mit einem 35mm-Zoomobjektiv verstärkte deutsche Schnauze ein zweites Mal durch die ganzen aufregenden Kulissen von Ganja-Smoke und Bongo-Rhythms und Blue Mountain-Dschungel spazieren, schau schau, farbiger als jeder Prospekt, hinter ihm die Crew, müssen die geschwitzt haben, und vor ihm Jimmi Cliff, den nun eben dieser Stefan Paul aus Tübingen ganze 95 Minuten lang beim Wixen assistiert.

«Bongo Man» ist nichts anderes als der höchst langweilige Versuch, Jimmi Cliff – Mitproduzent des Films – zum Superstar des Reggaes hochzustilisieren, auf den Platz des toten Bob Marley. Jimmi Cliff, der gefällige, der harmlose, der etwa 15 Jahre Musikentwicklung verpasst hat, der immer dieselben anspruchslosen Lieder vorträgt, nie improvisiert, sein Smiling nie vergisst, zum apostelhaften Mann des Volkes soll er gemacht werden: Politicians divide – musicians unite, aber nicht solche wie er.

Im Free Concert, das Cliff letztthin im Zürcher AJZ gab, spulte er haargenau dasselbe Programm ab wie einige Tage zuvor bei einer Veranstaltung in St. Gallen, ohne ein Wort zu Zürich oder zum AJZ selbst, und in Sommerton, seinem Heimatdorf, tönte es am 27.9.80 nicht viel anders. «Bongo Man» unterbricht die Aufnahmen jenes Konzerts immer wieder mit Szenen, die Jimmi Cliff im Gespräch mit Einheimischen zeigen. (Paul hat «Reggae Sunsplash» repetiert, lediglich die Hauptdarsteller ausgewechselt.) Das ist aber meist sehr peinlich, sei's weil sie total gestellt sind, sei's weil sich Cliffs Fremdheit in Jamaica nicht vertuschen lässt, auch mit dem fieserweise von einem Jamaicaner gesprochenen mythisierenden off-Kommentar nicht. Stellenweise entlarvt sich der Film selbst, etwa dort, wo's um den Beweis von Cliffs Feminismus geht. Fürs Image, besser den Mythos Cliffs muss auch Jamaicas katastrophales politisches Klima herhalten, Feuer, Attentate, Schiessereien. Klar wird dabei natürlich überhaupt nichts, und Cliffs Widersprüche als internationaler Star bleiben draussen, nicht einmal dass er von der Rasta-Religion zum Islam übergetreten ist, wird erwähnt. Dass ein Stefan Paul mit einem Jimmi Cliff zu-

sammenarbeitet, braucht allerdings keine Begründung.

«The Harder They Come» (1972, Regie: Perry Henzell), wo Jimmi Cliff den Ivan spielte, zeigte die Ausbeutungsmechanismen des jamaicanischen Platten(und Ganja-) Geschäfts, zeigte, wie Vitalität und Träume kanalisiert und in ihr Gegenteil, in Herrschaft verwandelt werden. Zudem wurde der Mythos Cliff gleichsam im Keime demontiert – paradoxerweise aber gleichzeitig gepusht. (Das allerdings sagt mehr über unseren Kulturbetrieb aus als über den Film.) «Bongo Man» steht genau auf der anderen Seite, und Jimmi Cliff inzwischen auch. Markus Sieber

What's up, Tiger Lily?

USA 1966. Regie: Woody Allen
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/228)

«Tiger Lily» ist nicht mehr Woodys erster «eigener» Film als «What's New, Pussycat?» (1965, Regie: Clive Donner), wo er das Drehbuch schrieb und mitspielte. Er war damals noch Gagschreiber beim Fernsehen und für Zeitungen, hatte soeben in der Bond-Parodie «Casino Royale» (1966, Episodenfilm von John Huston u. a.) dessen neurotischen Neffen gespielt – die Idee zu «Tiger Lily» lag da eigentlich ziemlich nahe: Woody kaufte sich die Rechte zu «Kizimo Kizi» (oder «Kagi no kagi»? – jedenfalls 1964/65 von Senkichi Taniguchi inszeniert), einem japanischen Pistolen- und Karatethriller, schnipselte ein bisschen dran rum, aber nicht mal so viel, drehte einige kurze Szenen selber dazu und unterlegte dem ganzen einen neuen Soundtrack.

Das hatte er beim Fernsehen sicher schon ab und zu gemacht, und der Clou dabei ist, dass die entweder übertrieben anspruchsvollen oder einfach dummen Dialoge mit dem Geschehen im Bild schlicht nichts zu tun haben. Als «Autor» erläutert Woody das gleich selbst zu Beginn des Films in einem Interview, in dem er seine Affinitäten zu Tod und

Grauen philosophierend mit Brot und Butter, Butter und Brot, schliesslich «manchen Buttern und manchen Broten» vergleicht. Später, im zweiten Teil des Interviews, weigert er sich aber, die wirre Story des Films zu erklären, er scheint genauso wenig drauszukommen wie sein Gegenüber und wir alle.

Gag jagt Gag, sei's eben im Verhältnis Bild/Ton, sei's als Wortspiele; hat man die Methode einmal begriffen, wird das schnell monoton, zerfällt passagenweise, ist nur hin und wieder wirklich lustig. Woodys Witz wurde vielleicht auch dadurch geschwächt, dass er gewissermassen halboffene Türen einrannte, trägt doch auch die japanische Vorlage deutliche parodistische Züge auf Streifen à la Bond. Interessant scheint mir, wie sehr sich dabei die Vorlage behauptet. Schon während der Vorführung liefen das Original und Allens Ulk quasi nebeneinander her, rückblickend sehe ich einen bruchstückhaften japanischen Agentenfilm zweiter Klasse mit eingestreuter Allen'scher Verbalkomik – die Dynamik der Bilder ist stärker. Sie wirklich zu durchbrechen gelang Allen typischerweise fast nur dort, wo er eigene Szenen einmontierte, die zwei Interviews, ein erotisches Schattenspiel aus der fiktiven Operateurkabine, den Schluss. (Die Aufnahmen der «Loving Spoonful» machen zwar nicht lachen, aber ihre Musik ist gut.) Markus Sieber.

P.S. Wer hat übrigens gewusst, dass «Vom Winde verweht» (1939) genauso produziert worden ist, nämlich mit japanischen Schauspielern, dass das aber wegen dem Krieg zwischen den USA und Japan verschwiegen werden musste?

Jazz mit der DRS-Big Band

rp.d. Ab September finden die Jazzliebhaber im Programmangebot von Radio DRS eine neue Sendung: Anstelle der jeweils am Mittwoch, um 21.00 Uhr auf DRS II ausgestrahlten Zweitsendung «Die DRS-Big Band» ist zur gleichen Zeit jeweils ein neu produziertes Programm unter dem Titel «Jazz mit der DRS-Big Band» zu hören.

Il prato (Die Wiese)

Italien 1979. Regie: Paolo und Vittorio Taviani (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/235)

Kino-Ereignisse finden jetzt öfters im Fernsehen statt. Die schweizerische Kinolandschaft ist zwar noch nicht verödet wie jene der Bundesrepublik, man muss sich hier noch nicht alles, was von den Generallinien des Trivialkinos abweicht, im Fernsehen – in einer den Film entstellenden Synchronfassung noch dazu – anschauen. Zwischendurch ist man aber doch ganz froh darüber, dass man hier die Programme von ARD und ZDF so gut empfangen kann, dass man Filme, die es sonst nicht zu sehen gäbe, in einer «Deutschen Erstaufführung» sehen kann. Doch das Fernsehen ist nicht nur zu einer Abspielstelle «komplizierter» Filme geworden, es ist auch zu einem wichtigen, oft zum wichtigsten Produzenten solcher Filme geworden. Ja, soweit ist es gekommen: Ohne Fernsehen könnten viele gar nicht mehr arbeiten, Paolo und Vittorio Taviani zum Beispiel. «San Michele aveva un gallo» (1971), «Padre Padrone» (1977) und «Il prato» wurden von der Radiotelevisione Italiana (RAI) bezahlt, der letzte zusammen mit dem ZDF. «San Michele» war in der Schweiz – neun Jahre nach seiner Entstehung – nur zu sehen, weil ihn Cinélibre eingeführt hat. «Padre Padrone» wurde, nach der Goldenen Palme in Cannes, zum Erfolg im Kino. Aber schon dem nächsten Film hat dieser Erfolg nichts mehr genützt: «Il prato» wurde von Kritik und Verleih nach seiner Ur-aufführung 1979 am Festival von Venedig so distanziert behandelt, dass der Film zwei Jahre später schon fast in Vergessenheit geraten ist. Den Verleihern war's wohl recht so. Die Kritik habe ich jedoch im Verdacht, dass sie sich mit dem Film gar nicht richtig auseinandersetzen wollte, weil sie einen solchen Film von den Tavianis nicht er-

wartet hatte und irgendwie auch nicht akzeptieren wollte.

«Il prato», die Wiese: Das ist der Ort, wo die Hauptfigur des Films, Giovanni, sich am Anfang in der Nähe des Glücks fühlt und am Schluss in der Nähe des Todes. Giovanni ist Jurist, mag aber seinen Beruf nicht ausüben. Familienangelegenheiten führen ihn von Mailand nach San Gimignano in die Toskana. Dort findet er die Wiese. Und später Eugenia, die junge Frau, die mit Kindern Theater macht. Bei ihrem ersten Zusammentreffen – nach einem Gewitter, durch das Eugenia die ängstlichen Kinder geführt hat – erzählt Giovanni ihr von einem Erlebnis, das ihn tief berührte. Er erzählt von Roberto Rossellini's «Germania, anno zero». Darin stürzt sich ein 15jähriger Junge im zerstörten Berlin verzweifelt von einem Haus in den Tod. Giovanni erzählt Eugenia – dargestellt von Rossellini's Tochter Isabella – von der von Bomben verwüsteten Landschaft. Der Gegen-Landschaft seiner Wiese, der anderen Seite seiner brennenden Liebe zu der Frau, die ihm, dem ratlose Herumirrenden, plötzlich Halt gibt. Am nächsten Tag schaut sich auch Eugenia in einem Kino in Florenz den Film an. Draussen auf der Strasse

Film-Show

Am 25./26./27. September 1981 findet in der Roten Fabrik in Zürich eine Film-Show statt. Nebst einem Überblick über das experimentelle Filmschaffen in der Schweiz wird eine Intermediäre Show im Zentrum der Veranstaltung stehen. Zu diesem Zweck werden weiterhin Filmer, bildende Künstler, Tänzer, Performer, Aktionisten, Musiker, Fotografen, Schauspieler, Literaten usw. gesucht, die intermediär mit Film arbeiten. Interessenten mögen sich möglichst rasch bei Film-Show, Müllerstr. 23, 8004 Zürich (01/242 15 64) melden.



Isabella Rossellini in «Il prato», eine träumerische Dreiecksgeschichte über «innere Dinge» und ihr Absterben.

wartet Giovanni auf sie. Jetzt haben sie ihr gemeinsames Erlebnis: Liebe vor zerstörter Landschaft.

Enzo taucht auf, ein Politischer offenbar, einer aus dem Untergrund – der Mann, zu dem Eugenia eigentlich gehört. Er will eine landwirtschaftliche Kommune aufbauen, besetzt mit anderen zusammen unbebautes Land. Aber die Besitzer lassen sich das nicht gefallen, die Polizei greift ein. Giovanni, der Romantiker, und Enzo, der Aktivist, kommen sich langsam näher, zuerst vor allem darum, weil sie beide die gleiche Frau lieben, dann aber auch, weil sie – wie Eugenia – Angst haben vor dem Alleinsein, vor dem, was hinter der Wiese liegt. Und doch bleiben die drei nicht zusammen. Giovanni kehrt enttäuscht nach Mailand zurück. Später entschliesst sich Eugenia, mit Enzo zusam-

men nach Algerien zu gehen. Noch einmal kommen die drei an dem Ort der Liebe und der Freundschaft zusammen. Aber dieser Ort erscheint Giovanni nun als etwas Hässliches, Ekelhaftes. Er hat sich entfernt von dem Glück, weit entfernt, zuweit. Nach dem Abschied gibt er sich auf, lässt den Biss eines tollwütigen Hundes nicht pflegen und stirbt. Der Hund gehörte Eugenia.

Paolo und Vittorio Taviani seien, wie Martin Schaub schreibt, eine Art «Gewissen der italienischen linken Intelligenz». Ihre Filme bis zu «Il prato» handeln von dem Versuch oder dem Zwang, revolutionär zu leben, sich zu befreien. Der Anarchist in «San Michele», der sich vorwerfen lassen muss, durch sein Verhalten die Geburt der Arbeiterbewegung verzögert zu haben, und der Zweifler in «Allonsanfan» (1974) scheitern dabei, der Hirtenjunge in «Padre Padrone», der Analphabet, der zum Schriftsteller wird, gewinnt. Ob Gewinner oder Verlierer – die Figuren von Paolo und Vittorio Taviani haben

immer die Kraft, an eine andere Welt zu glauben, selbst dann – und in «San Michele» ganz besonders dann – wenn sie eingesperrt sind. Sie kommen nicht los von der wahnsinnigen Idee, dass doch alles ganz anders sein könnte. Ihre Wiese blüht. Die Figuren in «Il prato» hingegen sind kraftlos, die Hauptfigur ist schwach, hilflos und todessüchtig. Das erschreckte viele, denen die Filme der Tavianis einmal Wegweiser waren. «Il prato» ist ein verführerischer Film. Der Schmerz wird angeboten wie ein Rauschmittel, die Todesnähe erregt. Aber «Il prato» ist auch ein mutiger Film. Denn leicht wird es für seine Autoren nicht gewesen sein, ihn zu realisieren – Resignation ist die schlimmste

Krankheit des Revolutionärs, sie ist fast nicht heilbar.

1977, nach «Padre Padrone» sagten Paolo und Vittorio Taviani: «Das Kino ist ein Instrument, mit dessen Hilfe wir heute Dinge ausserhalb unserer selbst erfahren können.» «Il prato» nun ist eher ein Film über «innere Dinger» und über das Absterben dieser Dinge. Der Film leuchtet in eine Wüste – aber er spielt in einer phantastisch schönen Landschaft, vor der sich die Kamera Einstellung für Einstellung verneigt. Ob die Wiese wirklich hässlich sei, wie es Giovanni sieht, lässt der Film offen. Zwar gibt die Hauptfigur sich selber auf, aber die Kamera, ja, die Kamera, die träumt. Bernhard Giger

TV/RADIO-KRITISCH

«Ein Tag auf dem Bauernhof»: Marathon-Experiment im Fernsehen DRS

Die Equipe der Familien-Unterhaltungssendung «Karussell» sendete am 8. August fast elf Stunden ohne Unterbruch direkt vom Hof der Familie Ramseier in Altikon. Mit diesem «Landwirtschafts-Special» wollte Karussell-Chef Wolfgang Frei den Zuschauern einen möglichst authentischen Einblick ins Leben und in die Arbeit auf einem Bauernhof geben. Gleichzeitig ging es ihm auch darum, mit einer neuen Form von Fernsehen zu experimentieren. Um etwas über die Reaktionen des Publikums erfahren zu können, standen die Fernsehleute am Sonntagmorgen für telefonische Gespräche zur Verfügung.

Erstaunliche Reaktionen

Von dieser Gesprächsmöglichkeit wurde in grossem Umfang Gebrauch gemacht. Dazu kommen noch über 70 zumeist ausführliche Briefe. Das Erstaunliche aber ist, dass fast alle Zu-

schauer auf das Experiment positiv reagiert haben und dass die Urteile der Anrufer und Briefschreiber zum grossen Teil fundiert sind mit genauen Beobachtungen und gründlichen Überlegungen. Die allgemeine Tendenz der manifesten Zuschauerreaktionen widerspricht in diesem Fall allem, was man sonst beim Fernsehen über den Zuschauer und dessen Erwartungen zu wissen meinte. Gegen alle Regeln der Produktion von Fernsehen hiess es nämlich immer wieder: «Es war überhaupt nicht langweilig.»

Die Presse hatte die Sendung schon im voraus stark beachtet. Der Grundton der Kritiken war im Durchschnitt eher positiv. Dennoch war da und dort eine gewisse Ratlosigkeit zu spüren, etwa wenn der Vorwurf erhoben wurde, das Fernsehen werde hier zum Realitätsersatz. Es wurde auch die Befürchtung geäussert, hier sei der erste Schritt zum «totalen Fernsehen» getan worden.

Bestimmt müssen wir solche Einwände ernst nehmen, weil sie auf mögliche allgemeine Entwicklungen im Medienwesen hinweisen. Im Fall des Karussell-Marathons jedoch kann ich solche Be-